

Die Geschichte von Fräulein Phrasa.

Eine Grotzke von Oswald Erbacher (im Felde).

Wer von den geehrten Herrschaften kennt Fräulein Phrasa? — Wie? — Niemand? — Oh — das nimmt mich nun doch wunder. Das Fräulein hat doch in allen besseren Anstalten und Bädern zur Erholung die Nächte verbracht, hat in der Stadt kaum bei einer Festlichkeit, bei irgendeinem gesellschaftlichen Ereignis gefehlt, — mit seinen schmachthenden Augen und dem süßen und, ach, so leistungsfähigen Mund.

Sollte wirklich nicht der eine oder andere Fräulein Phrasa einmal vorgestellt worden sein? — Sie war doch eigentlich überall, flirtete überall, spielte überall mit — und wenn auch das Puppen-gesicht schon fein gerunzelt war, ihre Stimme sich schon manch-mal allzuwehrt schärfte — — Freunde, Verehrer und Kavaliere hatte sie immer die schiere Menge.

Ah: Verehrer genug; und nur — keinen Mann. Du lieber Gott (im Vertrauen gesagt!) — wer mochte sich auch eine Frau ins Haus setzen, die schon ungeliebt redete und trompete wie ein Grammophon auf Abgabelung — die beim Kondolieren schluchzte und beim Gratulieren jubelte wie eine Bardame — und die stets den neuesten Operettenklagen auf den zartgezeichneten Lippen hatte, wenn ihr nicht gerade die Weisheit von vorgelesen in schönen Sätzen vom Munde lief. . . .

Eine kleine Bläse, eine kleine sogenannte Freundschaft haben wir ja schließlich alle mit ihr gehabt; aber heiraten? — I gitt, i gitt. . . .

Dah war denn auch Fräulein Phrasas Schmerz, — und es ist nicht leicht, zu erzählen, was sie alles anstellte, um die „natürliche Bestimmung der Frau“ (wie sie zu sagen pflegte) ihrerseits zu erfüllen.

Als der Krieg ausbrach, da war eine Stunde nach der Mobil-machung auch Fräulein Phrasa mobil und geschäftsbereit. Sie trug ein neues Kleid (Konfektion und zu bedeutend herabgesetztem Preis; es hatte nämlich lange im Schaufenster gelegen; aber wirklich, das sah man nicht und es ging gut und gern für ein Maßlosium). Hatte eine ungeheure schwarz-weiß-rote Schärpe um den Hals geknüpft, steckte den Kaiser in Semi-Email vor, das strahlendste Lächeln auf — und hauchte die Engländer mit entzückendem Inzimm. Und dachte, im Ueberfluge der allgemeinen Begeisterung könne es eigentlich nicht ausbleiben, daß . . .

Über — wie fatal! Daß aber auch gerade jetzt die meisten „redensfähigen“ Männer fort mußten. Und die verwundet zurück-gebliebenen, blieben so gleichgültig, selbst wenn man ihnen die süßesten Dinge sagte, sie „Geldern“ nannte und wieder Geldern. . . . Fräulein Phrasa gab es bald auf, als freiwillige Pflegerin sich um die Unabwunden zu mühen; zumal sich herausstellte, daß ihr die gesellschaftlichen Verpflichtungen denn doch zu wenig Zeit ließen. Dafür stützte sie in mehreren Wohltätigkeitskränzen das Eiserne Kreuz auf zwei Paar Pantoffeln, pflanzte „Immer feste druff!“ auf fünf Sofakissen, war tief entrüstet, daß die Sprache, die sie sprach, nicht fremdwörterreich war, trug und handgelenkt den Führungoring einer Granate, von der sie mit rührendem Erschauern erzählte, daß sie vier Menschen das Leben gekostet hatte — und erlebte die Enttäuschung, daß das alles nichts half. Nun ja —; an Erfolge fehlte es ihr eigentlich nicht. Ein wirklicher, bekannter Dichter, sogar mit mehreren Orden, zeichnete sie sichtlich aus, auf den Wohltätigkeitsbazaren schloß ihr Stand mit der ge-fülltesten Kasse ab und sie verkehrte bis in die feinsten Kreise, — bitte recht sehr. . . ! Nur eine Heirat, — eine Heirat blieb so ferne wie je.

Da faßte Fräulein Phrasa einen raffinierten Plan. Sie wollte drau-ßen eine geschickte Seele suchen, — drau-ßen bei „unseren waderen Feldgrauen“, wie sie mit einem so lieben Augen-aufschlag zu sagen pflegte. Was keiner Frau je gestattet war —; ihr glückte es, dort ihren guten Beziehungen. Mit einem Liebes-gabentransport (Inhalt: 200 000 Krattlächeln) schmuggelte sie sich zur Front.

Oh psui! Da war sie mit den neuen, hochschäftigen Ledstiefeln mitten hinein in die lehmige Erde getreten, von den Graben-wänden rechts und links süßte sich der Lehm brutal auf das modern gebaute Kleid, die Reißigverleumdung kratzte Löcher und Fugen her-aus — oh psui! psui! So läßlich hatte sie sich die Sache doch nicht gedacht.

Da stand ein junger Kerl und starrte ernsthaft durch die Schärpe. Er sah mißtrauisch in das läßliche Gesicht, um das die aufgegangenen Lösschen (Passon Hindenburg, D. R. G. M.) hammelten.

„Gut, Gott, mein lieber, junger Held,“ sagte sie läch. „Aber gehens — Jan's net so fad.“ Raden's doch ein bißel ein freund-

licher Gesicht. Ihr Feldgrauen hat doch sonst einen so unbedeutenden Humor, — steht doch immer in der Zeitung.

Der sah ihr ungerührt ins Gesicht. „Was wollen denn Sie? Weisbilder können wir keine brauchen.“

„Wirklich nicht?“ Sie band ihr schelmischstes Lächeln vor. Es versank nicht. Der wurde nun größer.

„Was willst denn hier? Was kannst denn? Kannst 's Wasser aus 's Graben schöpfen mit dem Kochgeschirr? Kannst 'n Bomben-schießen bauen? Kannst 'n Graben vertiefen? Kannst 'schießen? Kannst durch 'n Laufgraben Essen holen? — Oder was kannst denn?“

„Patriotische Gedichte kann ich vortragen, Euch den Kriegs-roman aus dem „Generalanzeiger“ vorlesen, das Lied von der neuen grauen Felduniform vorsingen,“ schrie das Fräulein, schon halb beleidigt. „Euch ermuntern, mit fortzueilen, begeistern kann ich!“

„Sonst nig? Geh — schau, daß d' weiter kommt mit Deiner Affentumbe!“

Der Unberückte sah sie schon mit der Rückseite an und starrte weiter durch die Schärpe.

Da drehte sich Fräulein Phrasa, ätzend vor Empörung, auf den zierlichen Haken herum, vergaß ganz, nach dem Offiziersunter-stand zu fragen, wohin sie doch eigentlich gewollt — und sich der nächsten Etappenstation zu.

Oh, oh, oh —; da hatte man doch gesehen, wie unglaublich die Leute im Krieg verrohten. . . !

Spät am Abend kam sie wieder in der Stadt an, die Kleider voll Lehm, und jämmerlich abgerissen, — ein zerzaustes Mädchen. — Unmöglich, daß sie sich so einem ihrer vielen noblen Bekannten zeigte. So huschte sie durch die dunkelsten Straßen ihrem Familien-pensionat zu.

Da griff sie ein Schuhmann auf, der sie für ein „Mädchen fürs Geld“ hielt. Sie schrie, schlug mit dem Schirm um sich und wollte endlich zum Polizeipräfekten geführt werden.

Erzelen war sehr, sehr referiert und frohlig.

„Wie? Sie sei keine . . . keine . . . sondern eine Dame? Wie sie heiße? So. Und wie sie erklären wolle, daß sie in einem der-artigen . . . ungläublichen Aufzug . . .?“

Fräulein Phrasa versuchte ein paar wohlgefehlte Tiraden zu stammeln. Eine harte Handbewegung.

„Bitte —; ich weiß genug. Und ich sage nur: Psui, Fräulein Phrasa. In diesen ernsten Zeiten herumzugeunern, auf Abenteuer und Männerjagd zu gehen . . . es ist ein Skandal! Statt daß Sie Ihre Talente, Ihre guten Manieren, Ihre Kraft so nützlich anzuwenden! Arbeiten Sie, Fräulein Phrasa, dann kommen Sie auf keine trüchtigen Gedanken! Es gibt hunderterteil Arbeit für Sie, wenn Sie nur wollen. Tausend Betriebe brauchen redegewandte, junge Damen. Ein Mädchenpensionat würde Sie sicher als Er-zieherin nehmen. Modeplaudereien, Kriegsromane könnten Sie ver-fassen. Vortragsabende für Verwundete. Vorträge über die deutsche Mode könnten Sie abhalten. Es gibt फिर mehr als ein Partei-bureau, mehr als einen industriellen Verband, der Sie als Sekretärin engagieren würde — und wer weiß, ob Sie nicht sogar — bei tabelloser Führung selbstverständlich — sogar im Staatsdienst einen Platz finden würden.“

„Statt dessen haben Sie . . . psui, Fräulein Phrasa! Ich sage Ihnen nur noch: bessern Sie sich. Erinnern Sie sich an Ihre Pflicht! — Krawatschke!“

Eine blaue Uniform erschien.

„Führen Sie die Phrasa hinaus!“

Die Uniform führte sie hinaus. Sie heulte jämmerlich, am jämmerlichsten, weil der Herr Polizeipräsident gesagt hatte —, die Phrasa, statt „das gnädige Fräulein“.

Damit ist eigentlich die Geschichte zu Ende; denn es ist doch hoffentlich jedermann so selbstverständlich, wie dem Verfasser, daß Fräulein Phrasa der Wohnung des Herrn Polizeipräsidenten sofort sich unterwarf und sich hinfür auf ihre Pflicht besann.

Ein Freund von mir hat sie denn auch kürzlich als Sekretärin eines bekannten Politikers wiedergesehen. Außerdem ist sie — wie jedermann im Literaturlexikon nachlesen kann — Hausdichterin der Frauenzeitschrift „Am stillen Herd“ (Spezialität: sinnige Kriegs-novellen) geworden.

Im Kreise ihrer Bekannten wollte man kürzlich wissen, sie habe sich jetzt doch noch einen alten Verehrer, einen dicken Ritter-gutsbesitzer, geangelt, der sie nach Friedensschluß heiraten wolle. Doch ist das ein Gerücht und ich führe es nur der Vollständigkeit halber an.

Wir werden ja sehen, nicht wahr? (s)

Kleines Feuilleton.

Saccharinverbrauch.

Zu den in der letzten Zeit immer wieder in der Presse er-scheinenden dringenden Forderungen, die Freigabe von Saccharin auch für den Haushalt betreffend, ist zu bemerken, daß die Freigabe von Saccharin bisher allerdings nur für gewerbliche Zwecke und zwar zur Herstellung von Limonaden, künstlichen Mineralwässern, Likören, Essenzen, Fruchtjäften, Schaum-, Obst- und Beereneisweinen, Kompotten und Marmeladen erfolgt ist. Hierfür sind folgende Gründe maßgebend gewesen:

Saccharin wird aus Kohlen, einem Produkt des Steinkohlen-teers gewonnen, welches durchaus nicht in unbegrenzten Mengen zur Verfügung steht, so daß schon hierdurch der Produktion gewisse Grenzen gezogen sind. Ferner sind zur Herstellung von Saccharin zurzeit nur zwei Firmen, die Saccharin Aktien-Gesellschaft vorm. Fahlberg, List u. Co., Magdeburg und die Chemische Fabrik Heyden eingerichtet. Des weiteren soll Saccharin nach Möglichkeit nur dort den Zucker ersetzen, wo letzterer lediglich Süß- oder Konservierungszwecken dient, nicht aber dort, wo bei Verwendung von Saccharin eine Einbuße an Nährwerten eintreten würde, wie das bei allgemeiner Freigabe des Saccharin auch für den Haushalt sicher zu befürchten wäre. Da die kürzlich herausgekommene Bundesratsverfügung den Kreis der mit Saccharin zu süßenden gewerblichen Erzeugnisse erheblich erweitert hat, wird ein vermehrter Verbrauch von Saccharin eintreten, der die zurzeit mögliche Pro-duktion voll in Anspruch nehmen wird. Andererseits ist aber auch eine beträchtliche Ersparnis an Zucker zu erwarten, der dann für den Haushalt frei wird. Sobald sich eine Erweiterung der Herstellungsmöglichkeiten des Saccharins ergeben hat, steht auch seine weitere Freigabe in Aussicht.

Der Weg zu den Sternen.

Ein Flieger, der in der Sekunde etwa 28 Meter zurücklegt, würde nach fünfmonatiger ununterbrochener Fahrt den Mond erreichen, während er 5800 Jahre unterwegs sein müßte, um zum Abendstern zu gelangen. Sollte er dagegen der Sonne einen Besuch abstatten, so brauchte er nicht weniger als 17 000 Jahre zu dieser Reise, die ein Lichtstrahl bei einer Geschwindigkeit von 300 000 km pro Sekunde in knapp 8 1/2 Minuten bewältigen könnte. Der gleiche Lichtstrahl, der in 1 1/2 Sekunde den Mond und in etwas über 4 Stunden den Neptun, den der Erde fernsten Planeten erreichen würde, müßte doch rund 10 000 Jahre das unermeßliche Weltall durchziehen, um zu den äußersten Sternen der Milchstraße zu gelangen, die von einer von der Erde abgefeuerten Granate erst nach Verlauf von 3 bis 5 Milliarden Jahren getroffen würden. 6 Jahre brauchte sie allein bis zur Sonne, 4 1/2 Tage bis zum Mond, der unser nächster Nachbar im Weltraum ist. In die Tat lassen sich derartige Berechnungen freilich nicht umsetzen, denn dazu reicht unsere schwache Kraft nicht aus, aber sie gibt uns immerhin ein anschauliches Bild von der ungeheuren Ausdehnung des unsere winzige Erde umschließenden Universums.

Notizen.

— Ein neuer Tizian für Berlin. Das Kaiser-Friedrich-Museum hat eine Reproduktion von Tizian, die als erste Fassung seiner Madonnen Venus gilt, für eine halbe Million Kronen in Wien angekauft. Das Bild kam vor einigen Jahren aus Spanien nach Wien.

— Die Zeitschrift „Licht und Schatten“ sieht sich infolge der wachsenden Herstellungskosten genötigt, ihr Erscheinen bis zur Wiederkehr des Friedens einzustellen. Hoffen wir, daß die vorerwähnte Zeitschrift, rein künstlerischen Zwecken dienende Zeitschrift, die in ihrer letzten Nummer Beiträge u. a. von Daumier, van Gogh, Liebermann, Corinth und Much bringt, bald wieder gebogene Kunst in billiger Form verbreiten wird.

— Die neuen Kulturträger. In jedem Kriege kommen gewisse Händler und Spulantenfähigkeiten zu plötzlichem Reichtum. In diesem Kriege ganz besonders. Ein guter Teil des mühseligen Er-worbene wird schnell für Luxusausgaben verwendet. Die neuen Herrschaften haben das Bedürfnis, sich standesgemäß einzurichten. Man will repräsentieren, in Kunst und Kultur mitmachen. Da man aber Geschmack und Bildung nicht über Nacht an-schaffen kann, so kommt vielfach eine läßliche Prozedur zutage. Ein Wiener Feuilletonist hat kürzlich im „Berl. Tagebl.“ sehr ergöh-lich die neuen Leute „bei der Arbeit“ gezeichnet, wie sie Lalmüschchen für edle kaufen und gehörig beschwindelt werden. Resigniert spricht er von einer „neuen Gesellschaftsklasse, die sich in Villen, Schlössern und Palästen einrichtet, die nur freilich erst in ihrer dritten oder vierten Generation das Verständnis haben dürfte, den eilig zu-sammengerackten Besitz richtig zu schätzen.“

Erzählungen eines alten Tambours.

44) Von Edmund Hoefler.

„Da wir über den Hof gingen, trat wieder ein Mensch auf mich zu, und diesmal war's Mosk. Du — Kalow —, küßte er und brach ab, als er meinen Begleiter erblckte. — Was ist los?“ fragte ich. „Gentler dich nicht. Das ist gottlob der Leutnant Frohnreich, der sich bei den Franzosen selbst rangiert hat und sich eben melden will.“ — „Um so mehr!“ sprach er in seiner verfluchten, verrückten Manier. „Bring ihn fort, stinkt nur.“ — „Geh mir vom Leib mit deinen Narrheiten, oder rede manierlich,“ versetzte ich ärgerlich und stieß ihn zur Seite. „Hier rechts, Richard, komm, die Christine hat Licht.“ Und so schob Mosk mit einem Fluch davon, und ich trat kopfschüttelnd über den Toren, aber rasch in meine Tür und gleich darauf in die, welche Christines Kammer mit der meinen verband. Ich wollte mir Licht holen. Nun, das Mädchen schreit laut auf und fällt auf einen Stuhl mit den Händen vor dem Gesicht, und eine Gestalt will aus der Tür, die dort gleichfalls in den Hof führt, und ich mache einen Satz und packe den Stragen und rufe: „Sacht, nur Geduld! Will doch sehen, wer sich hier heimlich ein- und fortzieht.“ Meine Hand steigt zurück, der Mantelstragen fällt, und der Herr von Steinsoll steht vor mir, in Zivilkleidung, aber den Degen unter dem Arm. Da machte ich einen Schritt zurück und griff nach dem Säbel, so befürtzt war ich und so zornig; er trat mir den Schritt nach ins Zimmer hinein und wir standen nah an einander. Die Dirne würdigte ich keines Blicks, denn ich sah jetzt wohl, wie die Sachen standen und daß der Verkehr der beiden stets im Gang geblieben. Ich hatte sie leider in den letzten drei Wochen nicht bei mir gehabt und also nichts bemerkt, aber Bescheid wußte ich doch, da ein solcher Besuch in solcher Weise sich nicht nur so von selbst macht; der muß verabredet werden.

„So?“ sprach ich und schlug die Arme fest übereinander, also ein Herrendenksuch hier — ei, mein Gott! — „Ja, ich bin's,“ versetzte er trohig. Und was habt Ihr hier zu suchen, Tambour? Packt Euch schnell, und wenn Ihr wieder in fremde Zimmer tretet, so seid manierlicher, oder man wird Euch Nores lehren. Kehrt, March.“ — „Wenn der Herr er-laubt,“ entgegnete ich, und ich fühlte, wie mir die Adern an-

schwellen, dies ist mein Quartier, wo keiner was zu suchen hat, der nicht im Dienst ist. Daher möcht' ich den Herrn bitten, sich baldigst zu entfernen, damit ich nicht die Wache zu rufen brauche.“ — „Du!“ sagte er drohend, „vergiffest du, wenn du vor dir hast?“ — „Wen hab' ich vor mir?“ fragte ich unverzagt. „Wen soll ich in ihm respektieren?“ — „Du!“ drohte er wieder und die Hand mit dem Degen sank nieder, „deine Ausflüchte helfen nichts. Parier jetzt Deder, oder bei Gott!“ — „Was?“ unterbrach ich ihn und richtete mich empor, was oder! Und wenn der Herr hundertmal der Leutnant von Steinsoll wäre, was ich aber weder sehe noch weiß. — hier sind wir im Frauendienst, oder im Dienstdienst, das klingt besser, — und da, weiß der Herr vielleicht, gelten andere Regeln als die militärischen. Doch weil sich's einmal um eine Dirne handelt, kann der Herr die Kreatur mitnehmen; bei der fünften Kompagnie gibt's für sie keine Stelle mehr.“ — „Wahr!“ schrie die Christine auf und fuhr empor und auf mich zu. — „Weid mir vom Leibe,“ sagte ich heftig und riß einen Stuhl zwischen uns. „Ich habe mit solchen Ge-schöpfen nie was zu tun.“ — „Gund!“ brach er aus und sprang auf mich los und der Degen funkelte blank in seiner Hand, „wenn du dich unterstehst, das Kind zu malträtieren, so hau' ich dir die schiefen Knochen kaputt.“

„Geduld!“ sprach da Richards Stimme hinter mir, ich ward zur Seite geschoben wie ein Kind und da standen die beiden sich gegenüber. Mir ward schwindlig, denn an den hatte ich in der Hitze gar nicht mehr gedacht. Der Leo fuhr zuerst auch zurück, als ob er ein Gespenst erblickte. „Geduld!“ wiederholte Frohnreich. „Wenn du den Degen führen willst und noch führen darfst, so führe ihn, wie's sich ziemt und schick. Heran mit ihm, hier ist was dagegen.“ Und er riß unter seiner Bluse einen Dirchsänger hervor.

„Steinsoll hatte sich inzwischen gefast, denn mochte er sonst auch sein, wie er wollte, sein Mut war erprobt und felsenfest. Er kreuzte nun seinen Arm, ohne jedoch den Degenriff aus der Hand zu lassen, und ich meine ihn noch zu sehen, die schlanke Figur bequem und beinahe nachlässig, den einen Fuß ein wenig vorgelegt, den kleinen Kopf auf-geworfen und um den Mund und in der Sprache den scharfen Bohn: „Ah, bei Gott! der Deserteur oder Verräter oder Feig-ling — was ist er? Oder ist's nur der Narr Frohnreich? Die Gesellschaft wird ja immer sauberer! Ah! Wir werden

also einmal eine schmutze kleine Exekution im Regiment haben.“ Auch den Richard seh' ich, wie verächtlich er lachte: „Armer Teufel, der sich damals hinter sein Patent verkroch und jetzt hinter Schimpfen und Remonance, du erinnerst dich doch, bis wann ich mir's aufsparte, Rechenschaft zu fordern? Das wäre jetzt, mein Schatz, und ich bin hier, eppreh des-wegen angekommen. Aber, fuhr er immer so spöttlich und kalt und ganz und gar nicht laut fort, meine Frage gilt jetzt nicht mehr deiner Grobheit allein. Das Register ist ein wenig länger. Was hast du mit meiner Schwester gemacht, Verführer? Was hast du mit meiner Ehre verführt, Lügner und Verleumder? Was hast du mir bei meiner Braut ge-tan, Lügner und Verräter? Was hast du mit deiner Braut vor und mit dieser armen Dirne, du Meineidiger?“ — Da fuhr Leos Klinge gegen ihn hinaus wie eine glänzende Schlange, aber Richard sprang seitwärts. Und indem hatte ich mich denn auch schon gefast, und gerade als Frohnreich ausholte, um zurückzuschlagen, und Christine schrie: „Jesus, hilf, Vater Kalow, sie morden sich!“ — da packte ich Leo am Stragen und riß ihn zurück und mit mir hinaus durch die Tür auf den Hof, welche Mosk in diesem Augenblick von drau-ßen öffnete. Er wehrte sich, er suchte, er rang, aber das war Kinderlei; wenn ich meine Kraft brauchen wollte, so mußte mir ein noch ganz anderer zwischen den Fingern zerbrechen, als der arme, junge, schmächelige Gesell.

„So griff ich mich denn auch gar nicht an, ich hielt ihn nur bei der Faust, so daß er weder diese noch den Degen rühren konnte, den er darin hatte; und dann sagte ich zu Mosk: „Geh, hole uns den Hauptmann Arbeiter, ich sehe Licht auf seinem Zimmer, er ist zu Hause, und dann sage der Wache ein Wort, daß wir ihrer hier bedürfen.“ — „Aber die zwei — und du unterdessen!“ bemerkte er. — „Geh!“ wiederholte ich, „ich bin Mann genug, mein Durst!“ Und so ging er. Dst habe ich in meinem Leben nicht zu befehlen gehabt, wo ich's aber tat, folgte der Gehorham auf dem Fuß; weis selber nicht, wie es so gekommen.“ Aber da er jetzt schwieg und die Zuhörer noch den Klang dieser drohenden und ersten Stimme in den Ohren hatten und zugleich das ebenso ernste und eisenharte Gesicht sahen, da merkten sie wohl, weshalb man ihm in solchen Momenten gehorcht hatte. Der hätte in anderer Stellung über Tausende geherrscht. — (Schluß folgt.)

